

LESEPROBE

Für Vorablesen



Buchseiten 25–46

Auszug aus »Der Nullpunkt« und »Bildung«

© 2026 des Titels »Die Lizenz zum Erfolg« von Soheil Hosseini

Deutscher Wirtschaftsbuch Verlag, Neuburg an der Kammel

ISBN 978-3-69066-250-5 · www.deutscherwirtschaftsbuchverlag.com

Der Nullpunkt

Wenn im Leben von einem
Tag auf den anderen
alles anders ist

Wenn das Leben dich prüft, fragt es nicht, ob du vorbereitet bist. Oder aufgeregt. Oder gut geschlafen hast. Es sagt einfach – sinnbildlich gesprochen: »Hefte raus, Klassenarbeit.« Und dann kommt die Lektion. Die musst du lernen. Ob du willst oder nicht.

Ich war damals vier. Gerade mal vier Jahre alt. Als ich an diesem Tag aufstand, war meine Laune so gut wie noch nie. Ich war überzeugt: Das würde einer der schönsten Tage meines noch jungen Lebens werden. Mein Vater wollte mit uns – also mit mir und meiner Schwester – ins Schwimmbad fahren. Familienausflug mit allem Drum und Dran. Das gab es bei uns nicht so oft. Eigentlich nie.

Man könnte sagen, mein Vater war ein schwieriger Mann. Und das ist noch eine sehr freundliche Umschreibung. Die Wahrheit sah eher so aus: Mein Vater war gewalttätig.

Er schlug meine Mutter.

Er schlug meine Schwester.

Er schlug mich.

Nicht aus Überforderung, im Stress oder als Kurzschlussreaktion. Auch nicht, weil er die Kontrolle verlor, sondern weil er glaubte, das sei sein gutes Recht. Er hatte das Recht, zu strafen und zu loben. Er bestimmte, was richtig und was falsch war. Vermutlich war er in seinen Augen so etwas wie ein Gott. In meinen Augen war er das ganz bestimmt.

Ich war ein Vaterkind. Ich wollte es meinem Vater immer recht machen. Ich wollte ihm zeigen, dass ich ein würdiger Nachkomme bin. Und vor allem: Ich wollte ihn auf keinen Fall enttäuschen. Wenn er uns schlug oder anderweitig ungerecht behandelte, dann empörte mich das. Zuweilen sehr. Aber dann, wenn ich mich wieder beruhigt hatte, dachte ich mir: »Er wird seine Gründe haben, uns – mich – so zu behandeln.« Was wussten wir

über die Welt? Die Last, die auf seinen Schultern lag? Vielleicht wollte er uns am Ende sogar nur fit machen für die größeren Härten, die im Leben noch auf uns warteten.

Letztlich war es Zeitverschwendung, dass wir uns den Kopf darüber zerbrachen. Es war unser Job, ihm zu verzeihen und ihm keinen Grund mehr zu geben auszurasen. Dann würde er sich von seiner sanften Seite zeigen und der Vater sein, den ich mir immer erträumt hatte. Den ich brauchte.

Und wenn er mich dann mal in den Arm nahm – an den seltenen Tagen, an denen er nicht wütend war –, dann klammerte ich mich an ihn und an diesen Moment. Ich hoffte, eines Tages würde es immer so sein. Ich wollte einfach glauben, dass er mich liebte. Andere Väter liebten ihre Kinder doch auch.

Also freute ich mich auf den Ausflug ins Schwimmbad. Meine Mutter ging einkaufen. Mein Vater wirkte die ganze Zeit gut gelaunt – ein weiteres gutes Zeichen. Er verfrachtete meine Schwester und mich ins Auto und wir fuhren los. Ich konnte es kaum erwarten, endlich ins Wasser zu hechten und zwischen den blauen Fliesen zu planschen.

Doch wir fuhren nicht ins Schwimmbad.

Wir fuhren stattdessen drei Stunden lang Richtung Frankfurt.

Ich fragte nicht, warum. Ich war vier. Ich war froh, bei ihm zu sein. Ich wusste nicht, dass wir Gefahr liefen, unser bisheriges Leben für immer zu verlieren.

Meine Schwester war zwei Jahre älter. Sie verstand auch nicht alles, aber mehr als ich. Sie spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Sie weinte. Sie schrie. Sie klammerte sich an den Sitz, als könne sie unser bisheriges Leben festhalten.

Ich versuchte, sie zu beruhigen. Ich begriff nichts. Ich verstand nicht, warum sie so ein Gezeter veranstaltete. Warum müssen Mädchen immer alles so kompliziert machen? Ich wollte einfach

nur mit meinem Vater schwimmen gehen. Konnte sie da nicht einfach auch mal ruhig sein?

Am Frankfurter Flughafen schob er uns durch die Abfertigung. Er hatte Papiere dabei. Meine Geburtsurkunde. Die von meiner Schwester fehlte.

Was ich auch in diesem Moment immer noch nicht verstand: Er wollte uns mitnehmen, zurück in den Iran, aus dem wir erst wenige Jahre zuvor geflohen waren. Ohne Wissen unserer Mutter. Ohne Rückkehr. Für ihn war es der letzte Schritt, um wieder Kontrolle über uns zu bekommen.

Er gab mir eine Münze, um mich abzulenken. Ich stand fasziniert am Getränkeautomaten und zog Dosen, während meine Schwester weiter schrie.

Der Flughafen von Frankfurt ist groß. Jede Menge Leute wuseln da herum. Geschäftsreisende, Touristen, Urlauber auf Verwandtenbesuch, da wäre mein Vater mit uns Kindern vermutlich gar nicht aufgefallen. Vielleicht ein kurzer Blick von anderen Passagieren und dann ein verständnisvolles Nicken: ›Ah ja, ein leicht überforderter Familienvater mit seiner Brut. Jaja, Kinder können manchmal anstrengend sein. Hoffentlich wird es auf dem Flug besser.‹

Doch meine Schwester hörte nicht auf zu schreien.

Finale am Flughafen

Am Ende war sie es, die uns gerettet hat. Mit ihrem Geschrei. Nicht bewusst, aber weil sie laut war. Laut genug, dass andere Menschen auf dem Flughafen aufmerksam wurden und die Polizei riefen.

Dann ging alles sehr schnell. Polizisten kamen. Mein Vater verstand sie nicht. Sie legten ihm irgendein Blatt hin und er unterschrieb. Dann setzten sie ihn in einen Flieger – und er war weg. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Kein Anruf. Kein Brief. Kein Wort. Nur die Erinnerung an diesen Tag am Gate. Was das mit einem Kind macht, kann man nicht in Worte fassen.

Meine Schwester und ich wurden in ein Kinderheim gebracht. Ich erinnere mich an die Stunden dort. Wir saßen auf Stühlen, die viel zu groß für uns waren. Meine Schwester hielt mich fest. Immer wieder sagte sie: »Alles wird gut.« Aber ich spürte, dass nichts mehr gut war. Schließlich begriff ich: Mein Vater, der Mann, an den ich mich geklammert hatte, war nicht nur weg – er hatte mich verraten. Er hatte uns entführen wollen. Er hatte uns der Mutter entreißen wollen. Und er hätte es getan, wenn meine Schwester nicht so geschrien hätte.

Meine Mutter kam zwei Tage später. Sie hatte kein Geld für die Fahrt und musste sich das Ticket erst zusammensparen. Aber sie kam. Sie holte uns. Und seitdem war mein Vater nur noch ein Schatten.

Für mich war es der Beginn eines Traumas, das mich noch jahrelang begleiten sollte. Manche Erinnerungen setzen sich in dir fest, ohne dass du sie je bewusst gewählt hättest. Sie gehören nicht zu den schönen Geschichten, die man gern erzählt. Sie sind wie Splitter, die unter der Haut bleiben. Du spürst sie nicht immer, aber wenn du sie spürst, dann brennen sie. Für mich ist es dieser Tag am Frankfurter Flughafen.

Wie du dir sicherlich denken kannst, hat mich dieser Schicksalsschlag noch jahrelang beschäftigt. Und nein, ich kann dir leider keine Tipps geben, wie man sich auf so eine Situation vorbereitet oder wie man sie danach verarbeitet. Ich bin kein Therapeut. Und ich weiß auch nicht, ob ein Besuch bei einem oder

eine Behandlung hilft. Ich mache Dinge wie diese am liebsten mit mir allein ab. Und nein, ich habe auch keine Patentrezepte, die helfen, so einen K.-o.-Schlag des Lebens schmerz- und angstfrei zu verdauen. Solche Erlebnisse schlagen Wunden in die Seele. Und selbst wenn die Wunden verheilen, bleiben Narben und der Schmerz. Wer dir etwas anderes erzählt, der lügt oder macht sich etwas vor.

Aber eine Sache kann ich bestätigen: Egal, was in deinem Leben passiert, du hast die Kraft und alles, was du brauchst, in dir, um diese Herausforderung zu meistern. Das mag jetzt prahlerisch klingen, aber es ist einfach so. Bei Licht besehen sind wir viel stärker und haben ein viel größeres Potenzial, als wir uns selbst (und manchmal andere) glauben machen wollen. Okay, es wird der Tag kommen, der unser letzter ist, aber soweit ich weiß, interessiert einen dann auch nicht mehr, ob man diese Herausforderung bewältigt. Bis zu diesem Tag kannst du größere Fehler machen, als auf deine Kraft zu vertrauen.

Da gibt es jedoch eine Sache, die vielleicht noch wichtiger ist. Ein Schicksalsschlag haut dich aus den Socken. Du kämpfst, rappelst dich auf und stehst wieder auf den Beinen. Etwas wackelig zwar, aber du bist bereit weiterzukämpfen. Alles gut so weit, aber jetzt kommt der Augenblick, an dem viele den nächsten großen Fehler machen. Sie glauben, sie haben den Tiefschlag des Lebens verdaut und wollen einfach weitermachen wie bisher. Aber genau das wäre ein riesengroßer Fehler. Schlüsselmomente und Schicksalsschläge treten nicht nur in dein Leben, um zu testen, wie viel du verträgst.

Wie du dich vielleicht erinnerst, habe ich am Anfang von einer Lektion gesprochen. Und genau darum geht es. Wenn du dich wieder aufgerappelt hast, ist entscheidend, welche Lehren du aus dieser Erfahrung mitnehmen kannst.

So weit gehen viele Menschen gar nicht erst, aber ich bin immer wieder erstaunt, wie viele falsche Lehren manche aus ihren Schlüsselmomenten ziehen und sich dann wundern, dass ihnen das Leben immer wieder dieselben Lektionen erteilt. Manch einer, der sich gern gebildet ausdrückt, spricht dann von einem Déjà-vu – als hätte man diese Sache schon mal mitgemacht –, und fragt sich, warum ihm das immer wieder passiert.

Ich glaube, das kennen viele. Vielleicht aus eigenem Erleben, vielleicht aus dem Freundeskreis. Da sind die Leute, die kein Glück haben mit Freunden oder in der Liebe, oder sie glauben, die ganz große Geschäftsidee zu haben – nur um dann wieder auf die Plauze zu fliegen. Und der Grund ist nicht, dass sie irgendeine Macke haben, sondern einfach nur, dass sie aus den Tiefschlägen des Lebens die falschen Lektionen mitgenommen haben.

Wie verdaut man einen Tiefschlag?

Um noch mal auf das Verschwinden meines Vaters am Frankfurter Flughafen zurückzukommen. Ich war – wie erwähnt – vier Jahre alt. Niemand hätte mir einen Vorwurf daraus machen können, wenn ich dieses Schockerlebnis falsch verarbeitet hätte. Es gibt Leute, denen so etwas passiert. Vielleicht wäre ich nie wieder schwimmen gegangen, einfach weil sich im Unterbewusstsein die Angst eingenistet hätte, dass auf jedem Schwimmbadbesuch ein Fluch lastet, der mich prompt ins nächste Unglück treibt. Oder ich hätte fortan dafür sorgen können, immer passende Münzen für den Cola-Automaten parat zu haben.

Du kannst jetzt grinsend das Gesicht verziehen, denn natürlich sind meine Beispiele übertrieben. Aber im Grunde kommt so etwas bei vielen Leuten vor, und Seelenklempner haben für diese

Reaktionen auch die passenden technischen Fachbegriffe. Ich sage auch nicht, dass jeder aus jedem Schlüsselmoment dieselbe Lektion ziehen muss. Es kann durchaus sein, dass zwei Menschen eine absolut identische Erfahrung machen und jeder für sich zu einer völlig anderen Schlussfolgerung kommt. Und das ist völlig in Ordnung so, auch wenn ich am Anfang das Beispiel mit der Klassenarbeit gebracht habe. Schicksalsschläge sind eben nicht eine Aufgabe, die allen gleichzeitig gestellt wird und bei der nur eine Lösung richtig ist.

Und noch mal zur Erinnerung, weil mir das nicht ganz unwichtig ist: Ich war vier Jahre alt. Mein Vater eine gottgleiche Gestalt, der für mich eine solche Autorität darstellte, dass ich beinahe alles dafür getan hätte, seinen Respekt oder gar seine Zuneigung zu erringen. Und nun musste ich erkennen, dass dieser Mann kein gottgleiches Wesen war – diese Erfahrung macht jedes Kind irgendwann einmal. Ich fürchte, auch in meiner Familie wird der Tag kommen, an dem meine Kinder erkennen, dass Papa nicht allwissend und auch nicht allmächtig ist. Und ich denke, wir werden es auf beiden Seiten überleben.

Aber mein Tag am Frankfurter Flughafen hatte schon eine andere Dimension. Wir müssen hier ganz deutlich von Verrat und zumindest seelischem Missbrauch sprechen. Ich würde es niemandem verübeln und ihm erst recht keinen Vorwurf machen, wenn er an so einem Schicksalsschlag zerbrechen und in Zukunft schüchtern und voller Selbstzweifel durchs Leben gehen würde. Solche Gefühle waren uns Kindern ja nicht fremd, schließlich hatten wir uns selbst nach jeder Tracht Prügel gefragt, ob wir die Strafe nicht durch unser freches Betragen zumindest provoziert hatten.

Doch diesmal war es anders. Ich wusste ganz genau, dass ich keinen Fehler gemacht hatte. Und dennoch war ich enttäuscht, denn ich war betrogen worden. Und zwar gerade von dem

Menschen, von dem ich es am wenigsten erwartet hatte. Der mich doch eigentlich beschützen sollte. Dem ich doch bedenkenlos vertrauen sollte.

Aber – und das wurde an diesem Tag sonnenklar – das war ein Irrtum, eine Illusion, ein Fehler, der mich um ein Haar ins Verderben gestürzt hätte.

Natürlich hätte ich mir jede Menge Trost zusprechen können. Nach dem Motto: Du warst doch noch ein Kind. Woher solltest du es besser wissen? Es ist doch normal, dass Kinder von ihren Eltern erwarten, geschützt und behütet zu werden. Dass Grausamkeiten von außen kommen können, das ahnt jedes Kind. Aber direkt aus dem engsten Familienkreis – das ist ein Schock.

So billig wollte ich mich selbst aber nicht davonkommen lassen. Und ich hielt mich auch nicht mit endlosen Grübeleien auf, was meinen Vater zu diesem Schritt bewogen haben mochte, ob ihn vielleicht Zweifel oder Skrupel geplagt hatten. Das alles war in diesem Augenblick nicht wichtig. Er hatte es geplant und er hätte es durchgezogen, wenn man ihn nicht im letzten Moment daran gehindert hätte.

Seine geistige Verfassung war mir in dieser Situation, ehrlich gesagt, herzlich egal. Denn plötzlich sah ich die Lektion, die für mich in diesem Schlüsselmoment steckte. Und auch wenn ich erst vier Jahre alt war, sah ich – sinnbildlich gesprochen – die Schrift an der Wand.

Eine Erkenntnis fürs Leben

Sie besagt:

»Du kannst dich nicht darauf verlassen, dass andere dich beschützen. Schon gar nicht auf die, von denen du es am meisten

erwartest. Und wenn du in Zukunft keine weiteren Enttäuschungen erleben willst, dann musst du dich auf dich selbst verlassen. Und du solltest alles dafür tun, dass du dich niemals enttäuschst.« Um Missverständnissen vorzubeugen: Das bedeutet nicht, dass du ein makelloser Superman werden sollst, der alle Probleme mit einem Achselzucken löst. Du wirst weiter Fehler machen und Rückschläge erleiden, aber die Person, die dich davor bewahrt und am Ende wieder rausholt, das ist niemand anderes als du selbst.

Und weil ich das damals gelernt habe, beherzige ich es bis heute. Manchen mag so eine Lektion zu rigoros erscheinen. Sie sagen dann vielleicht, dass eine solche Härte gegen sich selbst – und eben auch andere – das Leben karger macht. Das kann man so sehen. Ich sehe es anders. Und ich fühle mich bis zum Beweis des Gegenteils mehr als bestätigt. Ärmer und karger ist mein Leben seit dieser Erkenntnis auf keinen Fall geworden. Eher im Gegenteil.

Wie ich weiter oben bereits erwähnte, habe ich überhaupt kein Problem damit, wenn andere aus erschütternden Erfahrungen andere Schlüsse ziehen. Jeder führt sein Leben, und entscheidend ist, was du daraus machst. Was ich brauche, ist ein Leben, das ich selbst gestalten kann. Ich hatte erfahren, dass man niemandem blind vertrauen kann. Nicht, weil alle Menschen böse sind, sondern weil du nie wissen kannst, was in ihnen vorgeht. Welche inneren Abgründe sie haben. Welche Grenzen sie überschreiten würden, wenn es um ihre Interessen geht.

Der, der mich beschützt, muss ich selbst sein. Der, der für meine Sicherheit sorgt, muss ich selbst sein. Und wenn ich auf jemanden baue, dann nur, nachdem ich sehr genau hingeschaut habe.

Dieses Misstrauen war anfangs reiner Selbstschutz. Aber mit der Zeit wurde es zu einem meiner größten Antriebe: Eigenständigkeit um jeden Preis. Ich wollte nie mehr ausgeliefert sein. Nicht mehr darauf hoffen müssen, dass andere ihre Versprechen halten. Ich wollte Strukturen schaffen, die mir gehören. Systeme, die ich verstehe. Einnahmequellen, die in meiner Hand liegen. Deshalb ist es kein Zufall, dass ich so früh unternehmerisch gedacht habe. Dass ich es nie ausgehalten habe, wenn andere die Kontrolle hatten. Wenn ich niemandem bedingungslos vertrauen konnte, dann musste ich lernen, mich auf mich selbst zu verlassen.

Mein Mantra war: »Baue dir dein eigenes Fundament. Eines, das dir niemand nehmen kann.« Darum habe ich meine Unternehmen von Anfang an so aufgebaut, dass ich die Fäden in der Hand behalte. Dass ich verstehe, wie jedes Element funktioniert. Dass ich notfalls allein entscheiden kann, was als Nächstes passiert.

Ich möchte nie in eine Situation kommen, in der jemand anderes die Macht hat, mein Business in einen Flieger zu setzen, während ich hilflos danebenstehe. Darum gibt es bei mir klare Strukturen, eigene Spielregeln und immer eine Strategie, wie ich im entscheidenden Moment unabhängig agieren kann.

Warum Freiheit heute mein stärkster Antrieb ist

Was du als Kind erlebst, schleift oft Kanten in dich, die du später nicht mehr loswirst. Du kannst sie ignorieren, kannst versuchen, sie zu überdecken – oder du kannst sie nehmen und daraus etwas bauen, das dich trägt.

Der Tag am Gate hat mir eine dieser Kanten verpasst. Er hat mir schmerzhaft klargemacht, dass Sicherheit ein trügerisches

Konzept ist. Dass es nichts gibt, was dir garantiert wird. Dass du jederzeit plötzlich am Rand stehen kannst, ohne zu verstehen, wie du dorthin gekommen bist.

Und genau deswegen habe ich entschieden, dass mein Leben anders aussehen muss.

Meine Learnings zum Thema

- Schicksalsschläge kommen immer unverhofft, und nicht selten erkennt man ihre wahre Dimension erst mit einigem Abstand.
- Auch wenn Schlüsselmomente das seelische Gleichgewicht erschüttern: Für Selbstzweifel gibt es in diesen Phasen keinen Grund.
- Die erste Voraussetzung für die Bewältigung von Schicksalsschlägen ist der Wille, sie zu bewältigen, und der Glaube, über alle Fähigkeiten zu verfügen, die man dafür braucht. Alles Weitere ergibt sich von selbst.
- In jedem Schicksalsschlag steckt eine Lektion, die dein Leben bereichern und besser machen kann.
- In einer Welt, in der äußere Sicherheiten oft trügerisch sind, brauchst du Kontrolle.
- Wissen ist Kontrolle.
- Du brauchst Unabhängigkeit. Damit du niemandem ausgeliefert bist. Nur wer unabhängig ist, kann wirklich frei entscheiden.
- Eigene Spielregeln. Wer im System der anderen spielt, muss nach deren Regeln spielen. Wer eigene Systeme baut, definiert die Regeln. Und genau das ist der Weg zu echter Freiheit.

TL;DR (Essenz des Kapitels in einem Satz):

Für Schicksalsschläge kann man nicht trainieren, aber wenn man sie überlebt, kann man auf mehr als eine Art profitieren.

*»Ich habe nie zugelassen,
dass eine Schule meiner
Bildung im Wege steht.«*

Mark Twain

Bildung

Wo findest du das Wissen,
das du brauchst?

Meine Mutter wollte unbedingt, dass wir die deutsche Sprache perfekt beherrschen, um uns in diesem Land zu integrieren, und gleichzeitig wollte sie das für sich selbst auch. Also haben wir zu Hause nur noch Deutsch gesprochen, was dazu führte, dass meine Schwester und ich unsere persische Muttersprache verlernten. Auch wenn das traurig ist, bin ich doch froh darüber, dass meine Mutter so konsequent war. Wir durften den Kindergarten besuchen, wir durften neue Freunde kennenlernen, und die Sprache hat uns sehr dabei geholfen.

Im Gegensatz zu meiner Schwester war ich ein Chaot, auch was meine schulische Laufbahn anging. Die Noten waren mir egal, ich habe immer das gemacht, worauf ich Lust hatte. Das fand meine Mutter nicht so toll, denn sie hatte Angst, dass ich mir so meine Zukunft verbauen würde. Im Rückblick lässt sich wohl nicht leugnen, dass ich ihr wohl die meisten Sorgen machte. Meine Schwester war eine Musterschülerin, genau wie mein jüngerer Bruder Saman. Und unsere Familie wuchs weiter. Fünf Jahre nach Samans Geburt kam meine jüngere Schwester auf die Welt – Shirin. Sie war ebenfalls das Gegenteil von mir. Von der Grundschule bis zum Gymnasium haben sie alle Hürden gemeistert. Ich ging zur Realschule und wurde bereits nach einem Jahr in die Hauptschule versetzt. Ich war bis nachts mit meinen Freunden unterwegs, habe meistens nur Mist gebaut und meiner Mutter viele Kopfschmerzen bereitet.

Ich wollte die meiste Zeit vor allem draußen sein und sinnfreie Dinge tun. Obwohl ich sagen muss, dass ich diese Zeit nicht missen möchte, denn das war einfach ein Teil meiner Kindheit. Ich hatte sehr viele Gespräche mit Psychologen in diversen Einrichtungen, die versucht haben, mein Mindset zu verstehen und zu ändern. Denn mir war alles egal. Ich war einfach ein schwererziehbares Kind, wenn man es so ausdrücken will. Ich änderte mein Verhalten nicht, denn ich war einfach stur.

Wenn ich an meine Schulzeit denke, fällt mir nicht als Erstes ein Lieblingslehrer ein. Auch kein Klassenfoto. Und ein Zeugnis, auf das ich stolz sein könnte, schon gar nicht. Das Erste, was in meiner Erinnerung auftaucht, ist eine kaputte Klotür.

Ich war sechs Jahre alt, als ich zum ersten Mal von der Schule flog. Nicht, weil ich die Matheaufgaben nicht verstand. Nicht, weil ich den Unterricht störte. Sondern weil ich früh begriff, dass ich Akteur in einem Spiel war, dessen Regeln ich nicht kannte und die mir niemand erklären wollte. Ich wollte dazugehören – aber ich wusste nicht wie. Nur, dass ich ausgeschlossen war, das spürte ich. Jeden Tag.

Wir waren damals gerade in Deutschland angekommen. Hinter uns das Chaos der Flucht, vor uns die grauen Flure im Flüchtlingsheim. In meiner Familie redete man nicht viel darüber, wie man sich hier »richtig« verhält. Wir hatten ganz andere Sorgen: Wo kommt das nächste Essen her? Wie finden wir eine Wohnung? Wie soll meine Mutter mit zwei Kindern in einem fremden Land überleben? Und ich? Ich war irgendwo dazwischen. Ich war ein Kind, das nach Halt suchte – vergeblich.

Als ich eingeschult wurde, war ich schon als Außenseiter gebrandmarkt. Ich sprach kaum Deutsch. Ich kannte die Regeln nicht. Ich wusste nicht, was man tun oder lassen sollte. Das Einzige, was ich bald begriff: Ob du hier dazugehörst, entscheiden andere, nicht du.

Aber ich wollte dazugehören. Ich wollte, dass andere mich respektieren. Da ich die Regeln nicht kannte, versuchte ich es auf meine Weise. Ich sagte einem Jungen, er solle mir ein Knoppers mitbringen. Nicht aus einer Laune heraus. Das war ein Test. Ich wollte ausprobieren, ob diese Welt auch nach meinen Regeln spielen würde. Als er es nicht tat und mich verpetzte, rastete ich aus. Ich sperrte ihn auf der Toilette ein und dabei ging eine Tür zu Bruch.

Ergebnis: Schulrauswurf mit sechs Jahren. Und fortan lebte ich mit dem Stigma »Problemkind«. Das war der Auftakt. Und es zog sich durch.

Ich war kein braves Schulkind. Ich stellte die falschen Fragen, mischte mich ein, unterbrach, wenn ich den Stoff langweilig fand. Ich hatte kein Interesse an Gedichtinterpretationen oder an starren Lehrplänen. Wozu sollte ich die Lebensdaten und Amtszeiten von Königen auswendig lernen, die alle längst schon tot waren? Vielleicht noch die Daten der Schlachten, die Alexander der Große gegen die Perser geschlagen hatte? Ich meine, irgendwo hat doch alles seine Grenzen.

Und es war ja nicht so, dass ich keine Interessen hatte. Ich wollte wissen, wie das Leben funktioniert. Wie man Geld verdient. Wie man ein eigenes Ding aufzieht. Aber das konnte oder wollte mir keiner erklären. Stattdessen gab es immer wieder diesen Müll. Also wurde ich wütend. Ich prügelte mich. Ich schmiss Tische um. Ich brüllte Lehrer an. Ich machte das, was man oft macht, wenn man kein anderes Mittel kennt, um sich auszudrücken, sich aber trotzdem Gehör verschaffen will.

Und man erhörte mich – allerdings auf eine Art und Weise, die alles nur noch schlimmer machte. Mit acht stand ich beim Jugendamt. Mit zehn galt ich als schwieriges Kind. Mit elf sagte ein Lehrer zu meiner Mutter, sie solle sich keine Hoffnung mehr machen.

Nachdem ich von der ersten Grundschule geflogen war, kam ich auf eine neue. Es war der Moment, in dem sich mein Leben – auch wenn ich es damals nicht verstand – in eine andere Richtung zu drehen begann. Denn in dieser neuen Schule traf ich auf jemanden, der mich nicht nur als Akte sah. Nicht als Fall fürs Jugendamt. Nicht als Kind mit »Migrationshintergrund«, das man durchschleusen muss.

Ich traf auf meine Patentante. Eine engagierte Frau aus unserer Kirchengemeinde, die mich und meine Mutter bei unserer Konversion zum Christentum begleitet hatte – und die zufällig auch Grundschullehrerin war. Als sie hörte, dass ich in ihre Klasse kommen sollte, sagte sie nicht: »Oh Gott, der Hosseini.« Sie sagte: »Okay. Den kriegen wir hin.«

Das war das erste Mal, dass jemand einen solchen Satz über mich sagte. Was diese Frau für mich geleistet hat, das habe ich erst Jahre später begriffen. Damals war sie für mich einfach eine Lehrerin, bei der ich nicht ständig auf Abwehr stieß. Eine, die mich ernst nahm. Die mir zutraute, dass ich mehr konnte als Krawall machen.

Sie gab mir kleine Aufgaben, bei denen ich zeigen konnte, was in mir steckte. Sie ließ sich von meiner Wut nicht einschüchtern. Sie stellte klare Regeln auf, und sie sah den Jungen hinter dem Problemkind. Das machte einen gewaltigen Unterschied. Heute weiß ich: Was mir da passierte, ist kein Einzelfall. Das ist sogar durch eine berühmte Langzeitstudie belegt: die sogenannte Kauai-Studie*, die auf der Insel Kauai, Hawaii, gemacht wurde. Über 40 Jahre lang begleiteten Forscher Kinder, die unter extrem schwierigen Bedingungen aufwuchsen: Armut, zerrüttete Familien, Gewalt, Drogen. Genau die Kinder, bei denen man früh sagt: »Aus denen wird nichts.«

Und weißt du, was die Studie zeigte?

Ein Drittel dieser Kinder entwickelte sich trotz aller widrigen Umstände positiv. Nicht, weil ihr Umfeld sich plötzlich besserte. Nicht, weil sie von heute auf morgen ein besseres Schulsystem bekamen. Sondern weil es in ihrem Leben irgendwann eine

* Falls es jemanden interessiert, hier die bibliographischen Daten zur Studie: Emmy E. Werner, R. S. Smith: *Overcoming the Odds. High risk children from birth to adulthood*. Cornell University Press, Ithaca/London 1992

Person gab, die an sie glaubte. Einen Mentor. Eine Lehrerin. Einen Onkel. Eine Nachbarin. Jemanden, der ihnen vermittelte: »Du bist mehr als das, was andere in dir sehen. Du bist nicht nur ein Problem und erst recht kein Versager.« Das reicht oft schon.

Für mich war diese Person meine Patentante.

Natürlich verwandelte ich mich nicht plötzlich in einen Musterschüler. Ich blieb frech. Ich testete weiter Grenzen aus. Aber zum ersten Mal wusste ich: Da ist jemand, der mich nicht aufgibt, nur weil ich Fehler mache. Meine Patentante hat nie von mir verlangt, dass ich perfekt funktioniere. Stattdessen hat sie mich in meinem Wissensdurst bestärkt. Und das hat mein Verhältnis zum Lernen grundlegend verändert.

Wenn ich heute auf meine Geschichte zurückblicke und höre: »Kinder aus Verhältnissen wie den meinen haben keine Chance«, dann widerspreche ich entschieden: Doch, haben sie. Aber sie brauchen jemanden, der an sie glaubt.

Es gibt noch einen falschen Satz, den ich leider viel zu oft höre: »Ich hatte eben kein Glück mit der Schule.« Das ist in meinen Augen nur eine faule Ausrede.

Versteh mich nicht falsch: Ich weiß, wie es ist, von Anfang an gegen eine Wand zu laufen. Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn dir Lehrer die Tür vor der Nase zuschlagen. Aber weißt du, was noch schlimmer ist als ein schlechtes Schulsystem? Wenn du ihm die alleinige Verantwortung für deine Bildung überlässt. Das ist der größte Fehler, den du machen kannst. Denn das Schulsystem ist so konstruiert, dass Menschen auf vorgeschriebenen Bahnen funktionieren. Das meine ich nicht abfällig. Es ist einfach so. Das Bildungswesen orientiert sich an dem Bedarf von gestern. Es will Absolventen hervorbringen, die sich möglichst geräuschlos in das System einfügen. Dafür ist es optimiert. Was das System dir nicht gibt, ist das, was du für ein freies und selbstbestimmtes

Leben brauchst: echte Bildung. Die Art von Wissen, die dich stark macht. Die dir Türen öffnet. Die nicht im Lehrplan steht. Die dir beibringt, dich selbst zu führen, dich selbst zu finanzieren, dich selbst zu schützen.

Ich habe irgendwann aufgegeben, vom normalen Bildungswesen das Wissen zu erwarten, das ich für mein Leben brauche. Nicht aus Verbitterung. Sondern weil ich verstanden hatte: Dieses System ist nicht für mich gemacht. Also baue ich mir mein eigenes.

Such dir deine Mentoren

Und das ist eine Erfahrung, die ich dir mitgeben will. Du brauchst keine perfekten Lehrer. Du brauchst keine idealen Umstände. Was du brauchst, sind Menschen und Orte, die dir das Wissen geben, das für dein Leben relevant ist. Meine Patentante war ein solcher Mensch. Aber es gibt viele andere:

- Ein Nachbar, der dir zeigt, wie man einen Rechner repariert.
- Ein Trainer im Kampfsportverein, der dir beibringt, was Disziplin wirklich bedeutet.
- Ein älterer Schüler, der dir erklärt, wie man eine Prüfung besteht.
- Eine Freundin der Familie, die Wissenslücken füllt, die dir wirklich fehlen.

Es müssen keine Professoren sein. Keine Bestsellerautoren. Keine Gurus. Manchmal reicht ein Mensch, der dir einen neuen Blickwinkel gibt. Aber es müssen nicht mal immer Menschen sein. Bücher können Lehrer sein. YouTube-Kanäle können Lehrer sein. Foren können Lehrer sein. Erfahrungen, auch die schmerzhaften,

sind hervorragende Lehrer. Du musst zuerst allerdings eines lernen: aktiv zu suchen. Nicht passiv darauf zu warten, dass dir jemand Wissen serviert. Sondern rauszugehen und zu sagen: »Was muss ich können, um in meinem Leben weiterzukommen? Und wer oder was kann es mir beibringen?«

Das bringt mich zum wichtigsten Punkt: Wissen ist deine wichtigste Ressource. Nicht Kapital. Nicht Kontakte. Nicht Herkunft. Wissen ist das Fundament für jede Art von Freiheit und Reichtum.

Nach den positiven Erfahrungen mit meiner Patentante, die ja auch meine Lehrerin war, fasste ich Mut und traute mir plötzlich mehr zu. Ich sagte mir, wenn mich der Stoff, den die Schule anbietet, nicht interessiert und sie mir das Wissen, das ich brauche, nicht vermitteln kann, dann muss ich mich eben auf eigene Faust schlau machen. Also setzte ich mich abends an den Rechner meiner Mutter – ein altes Ding, das sie für Überweisungen und Kartenspiele nutzte – und entdeckte eine ganz neue Welt. Nach der Schule saß ich dort oft bis 3:00 Uhr nachts, surfte im Internet und war auf der Jagd nach neuen Ideen. Ich habe versucht, meine Skills in Sachen Computer zu verbessern. Bis ich durch Zufall auf eBay etwas entdeckte – ein Softwareprodukt, das mich dazu animierte, mehr in diese Richtung zu recherchieren. Ich wollte schauen, was das für ein Markt ist, denn für mich war es Neuland. Ich stellte mir Fragen wie: »Woher bekomme ich die Software, was für Margen habe ich beim Handel mit Software und lohnt es sich?«

Ich versuchte, alles darüber herauszufinden. Ich brachte mir HTML bei. Lernte, wie Websites aufgebaut sind. Recherchierte, wie man Produkte online verkauft. Ich wollte wissen, wie diese digitale Welt da draußen funktioniert. Für mich war das Internet ein idealer Raum. Dort fragte niemand nach meinem Namen, nach meinem Akzent oder nach meinem Familienhintergrund. Dort zählte nur, was ich wusste und was ich leisten konnte.